

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 155.

Mittwoch, 7. Juli!

1915.

(I. Fortsetzung.)

Dornen.

(Nachdruck verboten.)

Novelle von Clara Schepfer.

Das Auto des Grafen erwartete die drei zitternd und schauend und führte sie dann dem gemeinsamen Sommerheim zu. Denn sie wohnten beisammen in der Villa Senta, bei Frau Dr. Reitter, die den neuen Ankömmling mit freundlich lächelndem Gesicht an der Freitreppe des Hauses empfing und dann sorgsam in die beiden Gemächer führte, die sie beherbergen sollten.

Tante Anna führte Graf Rex. Die beiden, die ihr Sommerquartier schon vor vierzehn Tagen bezogen hatten, waren geschworene Freunde geworden in der kurzen Zeit. Die alte Dame sorgte mütterlich für ihn, und er dankte es ihr in einer halb ritterlichen, halb kindlichen Art. Und nun waren sie gespannt, was Lies zu den erwählten Räumen sagen würde! Die schönsten im ganzen Hause waren für sie ausgewählt worden, und geschmückt hatten die zwei sie wie für eine Fürstin.

„So, hier sollen Sie sich nun recht glücklich und behaglich fühlen, Liebes Fräulein“, sagte Frau Dr. Reitter und schloß auf.

Ein Ach der Überraschung sprang über Lieses Rippen. Die Wirtin glänzte vor Befriedigung und entwich leise, Tante Anna und Alexander heinsten die strahlenden Blicke und die jauchzenden Dankesbegrüßungen ein.

Rosen, Rosen, Rosen im Zimmer, das sonst nur hellblau und weiße Farben aufwies. Und durch die offene stehende Balkontür sah man das Meer, darüber die Sonne ihr blankes, flimmerndes Netz gespannt hatte.

„Hier wollen wir schon ganz gesund werden, nicht wahr, Graf Rex?“ meinte Lies, seine Hand ergreifend.

„Ich dachte auch“, sagte der, „ich will meinen Glendsknippel nun bald im Meer versenken, da, wo es am tiefsten ist.“ Und übermütig stapfte er mit seinem silberknöchigen Stock den Boden.

„Ich hoffe zu Gott“, vollendete die Tante; „aber nun müssen wir gehen, Alexander. Lies will sich doch sicher ein wenig zurecht machen nach der Fahrt.“

Lieses Schubert machte erstaunte Augen, als sie diese familiäre Anrede hörte, und sah zu dem Grafen hinüber.

„Ja, so weit wären wir bereits, ich bin Alexander, und sie ist meine liebe Tante Anna.“

„Ich komme also gerade noch zurecht, um den Elefanten zu spielen“, scherzte Lies und fuhr dann lächelnd fort:

„Aber nun, lieber Graf, habe ich eine Bitte, Klingeln Sie nach dem Stubenmädchen und —“

„Verlassen Sie mich —“

„Das wollte ich nun nicht so brüsk ausgedrückt haben — aber ich möchte ein Glas Wein, ich bin sehr ermüdet trotz Schlafwagen, denn ich hab' natürlich nicht geschlafen!“

„Ich werde für ein Frühstück sorgen“, rief Tante Anna jetzt dazwischen, „aber der Sascha wird brav schlafen gehen.“

„Zu Befehl, meine hochverehrliche Frau Tante, und so ich die Mary aufreise, sende ich sie mit Portwein in

diesen himmelblauen Salon. Wünsche wohl zu ruhen, Liebes, gnädiges Fräulein.“

So verabschiedete sich Graf Rex. —

Und Tage folgten, in denen die Sonne nicht unterging. Denn, wenn die strahlende, wohlthätige Himmelsgöttin im Meer versank, dann ruhten auch die beiden Freunde, den Vorschriften der Ärzte gehorsam. Aber ihre Gedanken waren noch beieinander, waren wach, waren voller Hoffnung, und die Freude auf Morgen saß bei ihnen.

Graf Rex ging am Tage wieder stolz und gerade, zwar noch an dem Silberknöchigen — aber wie ein Sieger, so aufgerichtet und hoch. Sein Gesicht trug noch denselben Ausdruck grauer Ermüdung, aber seine Augen und sein Mund lachten dem schönen zarten Mädchel an seiner Seite zu.

Und noch andere Augen lachten der plötzlich so jugendstrotz gewordenen Lies Schubert entgegen. — Sie begann zum erstenmal in ihrem Leben Eroberungen zu machen und trank die bewundernden Blicke vorübergehender, weil sie ihr so neu waren, in berauschernder Siegerfreude. Sie, die nie schön gewesen war, blühte hier auf wie ein Maienröslein, und ihre dunklen Augen, die früher trüb und verschleiert am Boden haften, lachten der Welt und den Menschen entgegen.

Heut fühlte sich Lies frischer als je, und in anmutiger Geschäftigkeit ordnete sie die fünf Rosen, die Graf Rex jeden Morgen durch Mary überbringen ließ, in der schlanken Kristallvase. Der Kaffeetisch sah einladend genug aus, und Tante Anna sah mit stillem Behagen der Nichte zu, die ihr durch ihre Frische jetzt große Freude machte.

„Möchtest du dein Strickzeug nicht beiseite legen, Tantchen?“ schmeichelte Lies, „Graf Rex wird gleich kommen.“

Die Tante machte ein weltschmerzliches Gesicht. „Gott, Lies, ich täte es ja gern! aber ich bin erst beim zwölften Paar — achtzehn Paar fehlen noch bis Weihnachten.“ Aber sie widelte doch gehorsam ihr Strickzeug zusammen.

„So ist's brav“, wurde sie denn auch belobt, „ich helfe dir ja auch wieder, Tante Mädchen. Deine dreißig Waisenkinder sollen sich nicht an „gekauften“ Strümpfen ihre zarten Füßchen verkehren.“

Als Mary mit dem blanken Kaffeekännchen auf dem Balkon herauskam, erstattete sie auch die tägliche Meldung: „Graf Rex läßt den Damen einen guten Morgen wünschen, und anfragen, ob es angenehm —“

„Selbstverständlich!“ schnitt Lies ihr die Rede ab, „wir lassen den Herren Grafen bitten —“

Mit Handküssen begrüßte der Graf die Damen und ließ sich dann aufatmend in den tiefen Korbsessel fallen. Er wurde bedient wie ein Baby und wie ein behäufelter Diebling ließ er sich das gefallen.

„Ich finde, wir drei könnten uns zusammen nachlos glücklich fühlen“, stellte er lächelnd fest.

„Tun wir auch“, sagten die beiden Damen.
„Ja, Frauen sind immer genügsame Geschöpfchen.“
Darin lag ein leiser Seufzer.

„Gott sei Dank!“ rief Lies aus. „Aber wo fehlt es Ihnen, wenn man fragen darf?“

„Ich möchte, daß es immer so bliebe, hier unter dem wechsellöbenden Mond.“

In Lies Schuberts Gesicht kroch eine leise Röte.

Tante Anna machte ein Aha-Gesicht und verschluckte sich ein wenig an ihrem Kaffee.

Dann sah Lies ganz unnotig nach der Uhr und bemerkte ebenfalls mit einem leisen Seufzer: „Ja, noch drei Wochen.“

„Noch drei Wochen“, wiederholte der Graf — „wenn ich ein gesunder, frischer Mensch wäre, dann lieb ich's daran nicht genügen — aber so — es ist ein Elend, nicht wahr, Tante Anna?“

Die alte Dame machte ein unglücklichendes Gesicht. „Ich weiß nicht, warum Sie heute so verbittert sind, Sascha —“

Lies sah ihn ebenfalls mißbilligend an.

„Auch ich kenne Sie nicht wieder, Graf! Fühlen Sie sich nicht wohl heute?“

Graf Rex strich sich mit seiner großen, gepflegten Hand über die Augen.

„Ich bin so müde —“ „Ach, es bleibt ein Elend! Ich hab' heute früh den Arzt bestirmt, mir auf Ehre und Gewissen zu gestehen, ob ich je wieder ich selbst werden könne — und mit der aalglatten Geschmeidigkeit dieser Leute hat er mir eine Antwort gegeben, die gar keine Antwort war. Aber der Tonfall, in dem er sie gab, der war doch sehr beruhigend.“

Die Damen schwiegen zu dieser kleinen spöttischen Rede, in Lies zitterte ein kleiner, weher Schreck.

Alexander Rex merkte das wohl, und er streckte dem jungen Mädchen impulsiv die Hand hin:

„Nun hab' ich Sie erschreckt, Fräulein Lies, liebes Fräulein Lies, ich bin ein armer armer Narr, nicht wahr?“

„Ja“, sprang ihm plötzlich seine alte Freundin in die Rede, „dem stimme ich zu, junger Freund. Gott haben Sie etwas sehr Narrisches getan! Unsere liebe dreieinige Gemütlichkeit zu zerstören! Uns einen Schrecken um nichts einzujagen. Sie haben vor Jahresfrist eine Lungenentzündung gehabt und sind längere Zeit leidend geblieben — ist das ein Grund —“

„Liebe Tante Anna“, wandte er ein, „seien wir doch ehrlich, ich war nicht längere Zeit „leidend“, sondern ich war — lungenkrank. Ich bin's vielleicht noch. Ich bin ein kranker Mann, ein Elendswurm. — Ein Krüppel“, stöhnte er auf.

Nun wurde es aber Fräulein Lies doch zu bunt.

„Ein Todesandidat“ übertrumpfte sie ihn mit lachenden Augen.

Und da überwandt auch Graf Rex seine jammervolle Laune, und ein wenig ungeniert seine Anne redend, sprang er auf die Füße und rief ebenfalls lachend: „Ja — aber das Leben ist doch schön, nicht wahr, Fräulein Lies?“

Die Damen machten sich zum Vormittagsbrümmel zurecht, und bald darauf verließen die drei in wiederhergestellter Einigkeit das Haus.

Tante Anna trippelte allerdings nur eine kurze Zeit lang neben den beiden jungen Leuten daher, dann zog es sie nach dem geliebten Strandkorb und seiner beschaulichen Ruhe.

Lies und Alexander gingen allein weiter.

„Wollen wir uns wirklich bis Wilhelmshöhe wagen trotz Ihrer angegriffenen Gesundheit?“, fragte Lies ihren Begleiter mit einem kleinen schelmischen Lächeln.

Er bejahte, und so schlugen sie den hübschen Weg ein. Die warme Sonne umschmeichelte sie, und der herbe Atem des Meeres kühlte ihre Wangen, denn ihnen war heiß geworden. Geß aus irgend einer unbestimmten Angst heraus. Die halb

frühen, halb ironischen Bemerkungen des Grafen über seine Krankheit hatten ihre Seelen aus dem Schlaf gerüttelt. Ihre fröhliche Kameradschaft war unfrei und scheu geworden, und zum erstenmal fiel es Lies Schubert ein, ob dieser so plötzlich herzlich gewordene Verkehr auch vor den Augen Fremder bestehen könne. Denn was hatte ihn diese bitteren Bemerkungen auf die Lippen getrieben? Lies Schubert war klug genug, um zu wissen, daß junge, heiße Wünsche in ihm mach geworden sein mußten, die nach ihrem Besitz riefen. —

Und ihre Wünsche, die den seinen entgegen kamen, machten das Maß ihres Leidens erst voll. In ihr brandete eine Sehnsucht: von ihm geliebt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Die Götter sterben — aber der Gott im Menschen, der sich auflehnt gegen das Säkliche, Verderbliche, Gemeine, der stirbt nicht.
A. v. Arnim

Der Sturm der 3. Komp. Inf.-Rgt. 151 auf das Dorf P.

Wie die Maulwürfe hatten wir uns an den Feind herangegraben, wir, die 3. und die 1. Kompagnie! Ein Gewirr von Lauf- und Schützengräben zog sich die kleine Anhöhe hinauf, durch die Mulde hindurch, und kroch zum Dorftrand wieder hinaus.

150 Meter trennten uns noch vom Feind. Keiner sagte es, und doch wußte es jeder, daß nun täglich der Befehl zum nächsten Sturm kommen mußte, und jeder wußte, daß es dann hieß, gegen die zahlreichen Maschinengewehre zu stürmen, die der Feind in Unterständen tobdringend eingebaut hatte, und gegen etagenweise angelegte Schützengräben, die Kopf an Kopf besetzt sein würden, und aus denen den tollkühnen Stürmern Handgranaten entgegengeschleubert werden würden.

Es war Abend geworden. Der Halbmond lag neben mir, und wir besprachen die notwendigen dienstlichen Angelegenheiten. Da plötzlich kroch die Gefechtsordnung des Bataillonsstabes, der weiter zurück im Dorfe lag, in den Unterstand. „Na, was ist nun wieder los“, fragte ich ihn. Er reichte mir einen kleinen Zettel und schwieg.

Da hatte ich ihn in der Hand, den kleinen feinen Papier, mit Bleistift bekräftelt, und doch wie inhaltschwer!

„Die 1. und 3. Kompagnie stürmen morgen 6 Uhr 30 Min. vormittags das Dorf P. Von 6 Uhr vormittags an wird die schwere Artillerie die zurückliegende Hauptstellung des Feindes unter Feuer nehmen.“

Ich las den Zettel einmal, zweimal, und ich kroch aus meinem Unterstand und sah nach drüben, wo im dämmernden Abends sich noch dunkel die Umrisse des Dorfes abhoben, das so vielen Tapferen morgen die letzte Ruhestätte werden würde. Ich dachte an Disenhorns Vers: „Doch einst bin ich und bist auch du verscharrt im Sand zur ewigen Ruh, wer weiß wo?“

Ich rief meinen Melzer, Musiketier Jeromin. Blah und entschlossen stand er vor mir. Die Russen hatten das Geschöß seiner Eltern kürzlich im ostpreussischen Grenzstreifen niedergebrannt. Gestern hatte er die Nachricht erhalten, daß sein älter Vater dabei umgelassen war. Er hatte nicht geweint beim Empfang des Briefes, aber gitternd hatte er die Häufte gehalten. — Rufen Sie die Zugführer! Gleich darauf kamen diese gebückt durch den schmalen Graben, während über die Brustwehr vereinzelt Geschosse pfliffen oder in der Luft den merkwürdigen Knall verursachten, den wir alle uns nie erklären konnten. Wir krochen alle in meinen niedrigen, strohgefüllten Unterstand. Die Zugführer sahen mich erwartungsvoll an.

Der blutjunge Leutnant Jordan, 17jährig, der als Fähnrich zu Beginn des Krieges in die Kompagnie eingestellt war, und den die ganze Kompagnie liebte und verhätschelte. So jung er war, so tapfer aber auch! Wie oft hatte ich mich geärgert, wenn er so im stärksten Feuer ganz pomadig, als gäbe es keine Schrapnells und zischenden Geschosse, seinen Leuten voranging, und sie nochmals instruierte. Dann der ältere Reserveoffizier, Leutnant Matthias, den sich als treue Stütze

so oft bewährt hatte. Schließlich als dritter Zugführer der Offiziersstellvertreter Keller, ein junger Lehrer, verlobt, der sein pädagogisches Talent auch im Felde erfolgreich anwandte und von großem Einfluß auf seine Leute war.

„Meine Herren, hier ist der Befehl zum morgigen Sturm! Ich las den Befehl vor. „Wir wollen die Uhr stellen, es ist jetzt genau 6 Uhr abends!“

„Punkt 6 Uhr 30 Min. morgens steht morgen die Kompagnie sprungbereit, Bajonette aufgeschraubt, Schlag 1/27 Uhr stürzen wir vor! Geschossen wird nicht! Sobald die drüben feuern, schreien wir Hurra und die Spielleute schlagen. Die 1. Kompagnie stürmt rechts von uns, Anschluß 3. Kompagnie, der 2. Zug geht auf die große Scheune los! Handgranaten werden heute noch ausgegeben! — Noch eine Frage? „Ich sah meine Zugführer an. Kein Gesicht zuckte. „Wir wissen Bescheid, Herr Hauptmann!“ Ich gab jedem die Hand, und sie verschwanden wieder im Dunkel der Nacht.

6 Uhr mittags begannen am nächsten Morgen die schweren Batterien zu feuern. Hoch über unseren Köpfen hörte man das Singen ihrer schweren Granaten, die durch die Dunkelheit in die feindliche Hauptstellung flogen. Ich hatte meine Uhr in der Hand. Rechts und links sah ich neben mir im Dunkeln die Reihen meiner Leute stehen. Hier und da blühte ein Bajonett auf. Bitterten die Leute oder nicht? Man sah es nicht, aber mancher wird seine Gedanken in diesem Augenblick doch hin geschickt haben, wo liebevolle Herzen sich um ihn bangten, — „Merks, es ist gleich so weit, noch eine Minute!“ „Los!“

Die Kompagnie stürzte lautlos vor, aber fast in demselben Augenblick schon ging von drüben die Hölle los. Ein Feuer, wie ich es nie erlebt hab', schlug uns entgegen. Das Knattern der Maschinengewehre verschlang das Hurraufen meiner Leute, die todesbeachtend mit verzerrten Gesichtern vorwärtsstürzten. Hier fiel einer, dort überschlug sich ein anderer, und weiter wälzte sich einer Leuchend am Boden. Weiter! Weiter, jetzt galt es, nicht an Tote, an Verwundete zu denken, jetzt galt nur ein einziger Gedanke: „Vorwärts!“

Dort war der feindliche Graben! 6 Meter noch! Ein funktionslos Krachen plötzlich, Sand und Eisenstücke überschütteten uns. Handgranaten! Weiter! Sofort warfen auch unsere Leute ihre Granaten in den Feind, und dann begann ein wildes Handgemenge. Die Besabung der Gräben ergab sich, doch an den Unterständen wütete der Nahkampf weiter. Der Reserveoffizier fiel am Eingang eines Unterstandes durch eine Handgranate, der junge Lehrer erhielt einen Herzschuß auf drei Schritt, als seine Pistole versagte. — Ein Reservebataillon war inzwischen, Gott sei Dank, in unsere gefichteten Reihen eingeschoben und vollendete den Sieg. Überall stürzten uns die Russen mit erhobenen Händen entgegen und gaben sich gefangen. Alle Maschinengewehre wurden erbeutet. Es dämmerte und das kalte, blaße erste Tageslicht verdrängte die dunklen Schatten. Weiter ging es durch das Dorf durch, auf jenseitigen Rande gruben wir uns ein. Hier und da flüchteten die Leute miteinander. „Du, der Leutnant ist gefallen, alle Zugführer, unser Unteroffizier auch.“ „Lebt unser Korporalschaftsführer noch?“ So flogen die Fragen hin und her. Genau's wußte keiner. Das wissen ja nur die Krankenträger.

Bis zum Abend blieben wir vorn, dann erfolgte die Abführung, und die Kompagnie sammelte sich weiter rückwärts. Die Nerven zitterten noch nach, man sah es in allen Gesichtern. Ich ging zu den Verwundeten, die in einem Hause lagen. Dort war auch mein junger Leutnant. Halschuß!

Er saß aufgerichtet, es konnte also nicht schlimm sein. Sprechen konnte er nur schwer, sein Gesicht war angeschwollen. Ich tröstete und sagte ihm, daß der Arzt mir versichert habe, daß seine Verwundung unbedenklich sei. „Ich kann doch aber gar nicht schlafen“, meinte er schmerzlich, „nicht einmal die Schokolade von meiner Mutter kann ich essen.“ Ich mußte lächeln und tröstete ihn, daß er später alles nachholen könne. Nicht weit davon lag mein Melder. Bauchschuß, also keine Hoffnung! Waf und mit den scharfen Augen, die das graufame Schicksal so schnell in blühende Gesichter einweihelt, lag er da. Auf meine Mut zusprechenden Worte entwiderte er mühsam: „Der liebe Gott wird doch noch einmal helfen, Herr Hauptmann!“ Ein Hoffnungsstimmer besetzte ihn. „Ja, ja, mein Junge, der liebe Gott hilft! Doch wenn er nun anders will?“ Der Schimmer in seinem Gesicht erlosch, aber tapfer sagte er: „Herr Hauptmann, dann soll mein Eisernes Kreuz meiner Mutter geschenkt werden und die 5 M. aus meinem Brautgut!“

Draußen waren die Toten gesammelt. Wie immer, traten meine Leute um die Gräber, und ich sprach einige Worte. Still und wieder betratte sich noch eine feindliche Granate in unsere Nähe. Die Offiziere und Unteroffiziere legten wir ein gemeinsames Grab.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Papier statt Gold — vor 500 Jahren. Die Einziehung von Goldmünzen und ihr Austausch gegen Papiergeld ist keineswegs eine aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Zeitverhältnisse geborene Maßnahme des gegenwärtigen Weltkrieges erst. Auch hier berühren sich wie so oft moderne Entwicklung mit Kulturblüte längs vergangener Jahrhunderte. Staatliches Papiergeld existierte in China bekanntlich schon seit über 1000 Jahren, etwa seit der Mitte des neunten Jahrhunderts n. Chr.; aus der jüngst von Dr. Hans Rühl musterhaft überseht und kommentierten Reise des Abu Abdallah Mohammed, meist Ibn Batuta genannt, nach Indien und China erfahren wir dazu einige merkwürdig aktuell anmutende Einzelheiten. „Zahlungsmittel bei den Einkäufen und Verkäufen der Chinesen“, erzählt er, „sind Papierstücke, deren jedes die Größe der Handfläche hat und den Stempel des Herrschers trägt. 25 dieser Zettel heißen Ba-lisch, was so viel wie Dinar bei uns bedeutet (gemeint ist der magrebische oder westländische Golddinar, der einen Goldwert von 12 Mark hatte). Sind solche Papiere, die jemand in Händen hat, zerrissen, so trägt er sie in ein Haus, das dem Münzhaus bei uns zu Lande entspricht, empfängt neue statt ihrer und gibt sie zerrissen her, ohne daß dafür eine Abgabe oder sonst etwas zu entrichten hat; denn diejenigen, welche dieses Amt versehen, erhalten ein ständiges Gehalt von Seiten des Herrschers. Mit der Leitung dieses Hauses ist ein hoher Emir betraut. Geht irgend ein Mensch mit einem Silber- oder Goldstück auf den Markt in der Absicht, irgend etwas zu kaufen, so nimmt man das Geldstück von ihm nicht an und wendet sich nicht nach ihm um, bis er es in Papier einwechselt, womit er dann kaufen kann, was er will.“ Aber die Herstellung des chinesischen Papiergeldes hatte schon der berühmte Venezianer Marco Polo ausführlich berichtet. Das Material dazu wurde aus der inneren dünnen Wafschicht des Papiermaulbeerbaums gewonnen, die eingeweicht und in einem Mörser zu Brei zerrieben wurde; das daraus schließlich gewonnene Notenpapier glich ganz dem gewöhnlichen, nur daß es schwarz war. Es wurde zu Geldstücken verschiedener Größen zerschnitten, von denen das kleinste auf einen Pfennig lautete, das größte einen Wert von 10 Goldhyazinthen — rund 100 Mark hatte. „Auf jedes Stück schreiben eine Anzahl Beamte, die dazu besonders angestellt sind, nicht nur ihren Namen, sondern drücken auch ihre Siegel darauf, und wenn dies in regelrechter Weise vollzogen ist, so taucht der oberste Münzmeister, der von Sr. Majestät dazu bestimmt ist, das ihm anvertraute Siegel in Zinnober und stempelt damit das Stück Papier, so daß die Form des Siegels zinnoberrot darauf abgedruckt ist; auf diese Weise erhält es volle Kraft als gültige Münze, und wenn jemand es nachmachen wollte, so würde er als Kapitalverbrecher bestraft werden.“ Die geschilderte Goldeinziehungspolitik fand unter dem Kaiser Togun Timur statt, der von 1333 bis 1371 regierte. Von den Chinesen lernten die Mongolen das Papiergeld kennen, und im 14. Jahrhundert hören wir von zwei Versuchen, die Goldeinziehung nachzuahmen, die aber beide mißglückten, der eine in Persien, der andere in Indien durch den gewaltigen Mohammed Togluk.

Ein französisches Waldbild. Das primitive Dasein, zu dem die Soldaten im Felde mehr oder minder genötigt werden, kommt besonders in den Gegenden langwieriger Stellungskämpfe zum Ausdruck. In den Ebenen Flanderns und im bergigen Kampfgebiet der Vogesen ist so eine neue und einfachere Art des „Landaufenthalts“ entstanden. Im merkwürdigsten und interessantesten aber ist das Leben der Soldaten in den Wäldern von Mosere, von deren Verstecken und oft unterirdischen „Dörfern“ ein Mitarbeiter der „Times“ ein anschauliches Bild entwirft: Hier führen die Soldaten ein gesundes und natürliches Dasein im Freien — sofern sich nicht die Witterung der Jahreszeit störend bemerkbar macht. Inmitten der Wälder wurden menschliche Behausungen verschiedener Art und verschiedensten Aussehens gebaut. Manchmal sind es Wigwams, manchmal hölzerne Hütten, manchmal

bloß gegabelte oder flache Dächer, die einfach über den Erdboden gelegt sind und unterirdische Höhlen bedecken, manchmal auch nur schirmartige Schutzwände aus Buschholz. In vielen Stellen gleichen diese Behausungen von ferne den Schlupfwinkeln von Kaninchen am Fuße liegender Hügel. Die Männer in all diesen Hütten sind glücklich wie Könige. Sie sind zum primitiven Leben zurückgekehrt. Sie alle haben den natürlichen menschlichen Instinkt, der am Dasein an sich Freude findet, am Feuermachen, am Kochen, am Schlafen und Baden im Freien, an der Beforgung alles Notwendigen durch eigene Erfindungsgabe und der eigenen Hände Arbeit. Auch der Aufenthalt in den Schilbengraben erscheint oft behaglich. Man hört zwar den Donner der Kanonen, aber im allgemeinen führen die Soldaten im Schatten der grünen Wälder ein Dasein des Wartens, das oft still und nicht unbequem ist. Der Berichterstatter geht im Schwung seiner Schilderung so par so weit, die Kämpfer um ihren Aufenthalt in den kühlen Wäldungen zu beneiden! Aber auch er muß erkennen, daß die Stoßkraft der deutschen Kruppen kein französisches Jhüll lange Jhüll sein läßt. Im Süden des Gehölzes von St. Mihiel zum Beispiel ist es „ungefähr“, sich zwischen den Zweigen zu zeigen. Und im Bois Brulé sieht man, wie furchtbar der Kampf gewütet hat. Auf meistentheilm Weitem Gebiet wurde jeder einzelne Baum durch den Sturm der Granaten glatt vom Boden raufiert, und das ganze Land bietet den trostlos verlassenen Anblick zerplitterter Baumstämme.

Deutsche Frauenarbeit in englischer Beleuchtung. Unter dem Titel „eine Quelle der Kraft“ schildert der „neutrale Beobachter“ der „Times“ die Kriegsarbeit der Frauen in Deutschland: Die Frauen bilden heute eine der Hauptquellen deutscher Stärke, und ihre hervorragende Tätigkeit ist bezeichnend für die deutsche Moral. Der Kriegsausbruch hat mit einem Schlag innerhalb der deutschen Frauenarbeit eine Organisation herbeigeführt, die von der Regierung geleitet wurde. In allen Städten wurden Kurse für Sparfamkeit im Wirtschaftsleben eingeführt, in denen Einschränkung der Ausgaben und rastlose Ausnutzung der vorhandenen Lebensmittel gelehrt wurden. Die Frauen haben sich nicht nur der Pflege und Versorgung der Verwundeten geweiht, sie haben auch einen großen Teil der Arbeiten übernommen, die sonst den Männern obliegen. Viele dieser Beschäftigungen sind handwerklicher Art und erfordern ein gewisses Maß körperlicher Widerstandsfähigkeit: die Frauen sind in der Landwirtschaft, in der Herstellung von Munition, in den verschiedenen Industriezweigen tätig. Die Bürde, die auf den Frauen lastet, ist groß, aber sie wird mit stiller Kraft getragen. Auch leitende Stellen in großen Unternehmungen werden von Frauen besetzt, Stellen, die mit großer Verantwortlichkeit verbunden sind. . . . In einer kleinen Stadt nahe Berlin, berichtet der Beobachter weiter, sah ich 20 junge Frauen bei der Bedienung eines Ackerpfluges. Und — dies fiel ihm ganz besonders auf — es waren keine Landmädchen, sondern sehr nett in reine weiße Blusen gekleidete Mädchen, die freiwillig diese Arbeiten übernommen hatten, seit die Männer im Heeresdienst unablöslich sind. Auch die weiblichen Straßenbahnschaffner erwecken die Achtung des Berichterstatters, und er betont die Tüchtigkeit und Söflichkeit, mit denen sie ihren Dienst erfüllen. Begreiflicherweise mündet die „Times“ der Beschäftigung der Frauen in der Kriegsindustrie ganz besonderes Interesse zu: 40 Prozent der Arbeiter in den Geschloßfabriken sind weiblichen Geschlechts! Der Bericht enthält nun eine genaue Aufstellung des Prozentsatzes der in den einzelnen Kriegsindustrien beschäftigten Frauen; eine Aufstellung, zwischen deren sachlichen Zeilen etwas wie Neid und der Schmerz unerfüllter Wünsche durchschimmert. . . . „Man versicherte mir mit besonderem Stolz“, erzählt der Mitarbeiter des englischen Blattes, „daß der deutsche Soldat mit einer Ausrüstung in die Schlacht zieht, die durch die Hände deutscher Frauen hergestellt; die Frau hat bei der Herstellung der Granaten geholfen, die den deutschen Sieg bringen; das Verbandzeug und die Arzneien für die Verwundeten sind fast immer das Werk der Frau.“ Eine hübsche und bezeichnende Geschichte weiß der Beobachter aus Spandau zu erzählen: „Ich ging mit einem Deutschen durch die Straßen von Spandau. Es war um die Mittagszeit, und vor den Türen einer Munitionsfabrik standen die jungen Arbeiterinnen in lachenden und klauernden Gruppen. Mehrere schwere Geschütze und einige Ladungen selbstmäßig verpackter Granaten wurden aus dem

Hof gefahren. „Hier“, rief eines der Mädchen, auf die Granaten zeigend, „das sind die unseren!“ Und die anderen stimmten begeistert ein: „Ja, ja, das sind die unseren.“ Mein Begleiter wandte sich zu mir: „Sehen Sie, das ist der Geist unseres Volkes. Sie werden begreifen, daß der Kanonier, der diese Granaten abfeuert, der weiß, daß sie von den Frauen daheim verfertigt wurden, auch seinerseits seine Pflicht voll und ganz erfüllen wird.“

Werkwürdige Tierwanderungen im Suezkanal in Gegenwart und Vorzeit. Der jetzt als Kriegsgebiet erklärte Suezkanal hat nicht nur den Menschen den Weg nach den tropischen Wunderländern abgekürzt, er hat im Laufe der Jahre seit dem denkwürdigen Durchstich am 17. November 1799 auch ein merkwürdiges neutrales Lebensgebiet für die Meerestiere geboten, die nunmehr zwischen dem ganz nördlichen Charakter eigener Mitteländischer und dem nur einen Ausläufer des tropischen Indischen Ozeans bildenden Roten Meer hin- und herwandern. Eigentümlicherweise haben nach den neuesten Forschungen, die Dr. F. Stollmayer in der „Natur“ zusammengefaßt hat, nur recht wenige Seegeschöpfe den Auszug durch den Kanal in dieser oder jener Richtung gewagt. Zwölf Jahre nach der Eröffnung des Kanals hatten überhaupt nur drei Fischarten und eine Muschelart den Kanal durchwandert. Sonst hat unter den zahllosen Meereslebewesen keine Art das andere Ende des Kanals erreicht. Die Fische stammen aus dem Mittelmeer, die Muschel aus dem Roten Meer. Muscheln und Schnecken können als Angehörige der Küstensauna nur langsam in den Kanal vordringen und müssen sich „clappenweise“ vorschleichen, was ziemlich langwierig ist. Hat doch der verstorbene Geograph Friedrich Röhl einmal berechnet, daß eine Schnecke 600 Jahre brauchen würde, um den Erdgürtel zu umkreisen — da mag auch ihrer meerbewohnenden Verwandtschaft das altererbte „Schnecken Tempo“ zur zweiten Natur geworden sein. Wie bemerkt, hat unter diesen Umständen denn auch erst eine Muschelart den nur 190 Kilometer langen Kanal in zwölf Jahren zu passieren vermocht und auch diese wahrscheinlich nur durch die Kluge Benützung einer besonderen Gelegenheit: es handelt es nämlich um die Riesmuschel, die sich mit Vorliebe zeitweilig an Schiffsplanken festsetzt und so ausgedehnte Spaziersfahrten macht, bis ihr irgendwo ein neuer Siedlungspunkt gefüllt. Den schönen Küstenkorallen bleibt der Suezkanal ewig verschlossen, da sie bei dem ständigen Schiffsverkehr, der häufigen Baggerei und dem sandigen und tonigen Untergrund keine Lebensmöglichkeit hier finden. Schwämme, Seepocken und die sogenannten „Wurmtiere“ sind beinahe ebenso schlecht daran; die meisten von ihnen aber wissen sich auf eine ebenso einfache wie praktische Weise zu helfen, indem sie selbst in der alten Meeresheimat bleiben und nur ihre Eier, Larven oder ihre sogenannte freischwimmende Generation, ein Zwischenglied in der Entwicklung anderer Seetiere, als Pioniere in die fremde Ferne senden. Die kräftigsten von diesen gelangen nach allerhand Schicksalen schließlich an die Küsten des Suezkanals, wo sie sich festsetzen und zu vollkommenen Tieren auswachsen, die ihrerseits wieder neue Entbederschwärme aussenden und so die Art langsam über das ganze Kanalgebiet verbreiten. Für die Tierwelt des mikroskopischen Hochsee-„Planktons“ bieten die ewig aufgewühlten Wasser des Suezkanals gleichfalls kein günstiges Lebensgebiet. Im großen und ganzen hat sich heute nach 45 Jahren durch den Kanal der Austausch der Tierwelt, soweit es möglich ist, restlos vollzogen. Leider wird die Feststellung der neueren Tierwanderungen durch die vorgefichtlichen und historischen Wandlungen sehr erschwert, die die Wasser Verbindung des Mitteländischen und Roten Meeres erreicht hat. In der Diluvialzeit trennte nur ein schmaler Landstreifen die beiden Ozeanbuchten, der noch dazu von einem Arm des „alten“ Nil durchzogen und überflutet ward, d. h. Wanderungen der Seetiere ermöglichte. Später begann Ramses II. einen Kanalbau mit Einbeziehung der Süßwasserseen, der auch einige Zeit in Betrieb war; Pharaos Necho soll von einer geplanten Erweiterung Abstand genommen haben, weil er damit nur den Barbaren Vorschub leistete — doch muß die Wasser Verbindung noch bestanden haben, da unter seiner Regierung die einst viel bezweifelte, heute geschichtlich gesicherte Umsfahrt um Afrika stattfand. Erst Darius vollendete einen neuen Kanal, der wieder die Nilseen einbezog. In allen diesen Zeiten waren die Tierwanderungen sehr erschwert, da sie aus dem Meerwasser durch süßes und brackisches Wasser fühlten; stattgefunden haben sie aber, wie genug Fossilienfunde betreiben. Es ist aber sehr schwer zu trennen, welche von den noch lebenden Arten durch den neuesten Suezkanal oder einen der antiken oder die vorweltliche Nilverbindung hinübergewandert sind, so daß hier der Meeresforschung auch künftig noch dankbare Aufgaben blühen.